

CAROLINE DE LUIS

Erinnerungen an W. H.

Ich lernte Wolfgang Harich im Mai 1948 in der S-Bahn kennen. Mit meiner Freundin Eva stieg ich an der Station Botanischer Garten in die Wannsee-Bahn ein, die wie immer überfüllt war. Mir fiel ein junger Mann in weißem Russenkittel mit buntbestickter Borte auf, der an der Trennwand lehnte und unberührt vom lauten Trubel in einem Buche las. Sofort entwickelte ich ein merkwürdiges Interesse für den Mann und stellte mich so, daß ich ihn gut beobachten konnte. Und wie ich so schaute, sah er plötzlich auf, und als hätte ich ihn hypnotisiert, drängte er sich durch die Menge und kam direkt auf mich zu. Aber es war Eva, die er ansprach. »Wir kennen uns doch«, sagte er, »neulich bei meiner Mutter.« Eva und ich waren mit Anne-Lise, seiner Mutter, wie auch mit seiner Schwester Gisela Harich befreundet. Aber nur Eva hatte ihn in deren Wohnung einmal kurz getroffen.

Das war also der berühmt-berüchtigte Wolfgang Harich, das Enfant terrible der Saison, das gehohlet von einer berühmten Schauspielerin Schlagzeilen im Blätterwald machte.

Er stellte sich vor, verbeugte sich wohlgezogen und küßte erst mir, dann Eva mit altmodischer Grandezza die Hand. Er wolle nach Zehlendorf zu seiner Mutter. Ob wir öfter diese Strecke führen, erkundigte er sich. »Meine Freundin jeden Tag, ich nur manchmal«, gab Eva Auskunft. Ob ich denn immer um dieselbe Zeit führe, wollte er nun wissen. Dies bejahte ich, worauf er ausführte, daß auch er nur gelegentlich, doch wenn, dann auch immer um die gleiche Zeit diese Strecke führe, und so sei es nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit möglich gewesen, daß wir uns hier trafen.

»Nach der Wahrscheinlichkeit?« spöttelte Eva. »War es nicht einfach ein Zufall?« »Aber gewiß war es ein Zufall«, bestätigte er. Wenn wir den Zufall als objektive Kategorie der Wirklichkeit interpretierten, bedeute dies, daß zufällige Ereignisse ja zunächst erstmal möglich sein müßten, aber nicht mit unbedingter Notwendigkeit aus ihren Ursachen hervorzugehen brauchten. Auf unser Zusammentreffen bezogen hätte lediglich die Möglichkeit bestanden, sich in der Wannsee-Bahn zu treffen. Und nun begann er, uns Ahnungslose mit einem hochgelehrten Vortrag über die Dialektik von Zufälligkeit und Notwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit zu erschlagen. »Wir sind in Zehlendorf«, machte Eva ihn aufmerksam. Er aber ließ sich nicht unterbrechen. Er machte eine Handbewegung, als wolle er Zehlendorf von der Landkarte wischen. Den Gedanken müsse er erst noch zu Ende bringen, sagte er und fuhr

Caroline de Luis – Jg. 1922, aufgewachsen in einer sozialdemokratischen, die Nazis ablehnenden Arbeiterfamilie in Hannover; Handelsschule, Schauspielerschule in Braunschweig. Ab 1948 in Berlin, 1949-1951 Ehe mit Wolfgang Harich. In dieser Zeit in der Literaturabteilung des Berliner Rundfunks und als Referentin an der Sektion Dichtkunst und Sprachpflege der Akademie der Künste tätig. Lebensgemeinschaft mit Alexander Vogel (bis 1960). Abitur an der ABF und Studium der Philosophie an der Humboldt-Universität bis 1954 (abgebrochen). Übersiedlung in die Bundesrepublik. Da in der Adenauer-Zeit keine Möglichkeit bestand, in Deutschland Fuß zu fassen, versuchte sie zuerst in der Schweiz und dann in Italien eine Existenz aufzubauen. Lebt dort seit 1964 mit ihrem Mann.

Vorabdruck aus:
Siegfried Prokop (Hrsg.): Ein
Streiter für Deutschland.
Wolfgang Harich-Gedenk-
kolloquium.
Erscheint im September
1996 im Verlag Edition Ost.

Folgende Marginalien
sind einem Brief entnom-
men, den die Autorin als
Antwort auf den von uns
in Heft 65 (März) 1996
veröffentlichten autobiogra-
phischen Beitrag Wolfgang
Harichs schrieb.
»W.Hs. eigene Erinnerun-
gen sind knapp und sachlich
gehalten. Gisela Wittkowskis
Erinnerungen, die seiner
Mutter, wie Wolfgang's eige-
ne mündliche Überlieferun-
gen an mich, sind bunter
und aufregender. Sie er-
zählen von dem großen Mut
mit dem dieser junge Antifa-
schist auf ganz und gar
abenteuerliche Weise von
der deutschen Wehrmacht
desertierte ...
Über den jungen Harich im
deutschen Widerstand hätte
der Leiter der Widerstands-
gruppe »Ernst«, Alexander
Vogel, die authentischsten
Aussagen machen können.
Ich habe von hier aus in
Berlin angerufen und von
seinem Enkel erfahren, daß
auch er bereits seit einem
Jahr tot ist ... Ob Wolfgang
nicht gewußt hat, daß A.V.
seit 1990 bereits wieder in
Berlin bei seinem Sohn ge-
lebt hat? Wenn das so ist,
hat Vogel sich nicht bei W.H.

mit uns bis Wannsee. Dort lud er uns zu einer Berliner Weiße ein. Und er erzählte. Wolfgang Harich war ein glänzender Alleinunterhalter, ein geistiger Äquilibrist, eine Varieté-Nummer im Grunde. Er schoß auf uns ein so brillantes Feuerwerk von Geist und Witz ab, daß wir uns nicht rührten und sitzen blieben, bis unser letzter Dampfer nach Kladow ging.

H. war zu dieser Zeit Absolvent der Parteihochschule in Kleinmachnow. Er nutzte jeden freien Sonntag, um mich bzw. die »Damen« in Groß-Glienicke, wo wir damals wohnten, zu besuchen. Nach dem zweiten Besuch erlaubte er sich, »die beiden Damen« zu sich nach Dahlem einzuladen. So gestelzt drückte er sich aus, wie er denn überhaupt über die Beziehung der Geschlechter eine etwas verstaubt-konservative Vorstellung hegte.

Eva hatte keine Lust, das Licht dabei zu halten. Also ging ich allein, und als ich bei dem jungen Mann mit den fortschrittlichen Ideen ohne meine Freundin eintraf, löste das bei ihm höchstes Erstaunen aus, und er wußte nicht recht, wofür er mich halten sollte. Tatsächlich war ich damals schon eine fortgeschrittene, emanzipierte Frau, die auf all diese bürgerlichen Konventionen pfiß. W. war offensichtlich dran gewöhnt, daß die »ehrbaren« Frauen sich lange zierten, ehe sie allein die Wohnung eines Junggesellen betreten. Er glaubte wohl, er müsse erst einen Heiratsantrag machen, ehe er zum Ziel kommen konnte.

Seine Heiratsanträge waren ein Kapitel für sich; er machte sie manchmal auch dann, wenn er gar nicht daran dachte, sein Versprechen einzulösen, und das führte zu unangenehmen Auftritten der sitzengelassenen Damen.

Ich war damals Schauspielerin und an Verrückte gewöhnt; doch Harichs Wohnung brachte mich dann doch ein wenig aus der Fassung. So etwas hatte ich jedenfalls noch nie gesehen. Alle Türen waren mit politischen Parolen beschrieben, in verschiedenen Farben. Rot herrschte vor; aber auch schwarz, grün und blau tauchten auf. Eine Parole in Rot wiederholte sich ein paarmal. Sie lautete: »Ich sage immer links und rechts und meine damit gut's und schlecht's.« An einer Wand, ehemals weiß gestrichen, hatten sich seine Gäste verewigt, lauter Berühmtheiten. Unterm Fenster stand ein monströser Schreibtisch, auf dem in wirrem Durcheinander Manuskripte, ein Wust verstaubter, fleckiger Papiere sowie Bücher und Zeitschriften lagerten. Die vorhanglosen Fensterscheiben waren so verschmutzt, daß sie wie undurchsichtiges Milchglas wirkten. Es gab ein verlumptes Sofa, von zwei rotgelblichen Plüschsesseln flankiert. Vor dieser Sitzgruppe befand sich ein runder Tisch mit zahlreichen Brandlöchern. Doch das Tollste: Auf Sofa und Sesseln lagen grellbunt bestickte Kissen im Geschmack einer fernöstlichen Kultur. In den Regalen, voller Bücher bis zur Decke, standen in Zwischenräumen Reisschalen der gleichen Kultur umher. Das sei die Hinterlassenschaft seiner siamesischen Freundin Nong Yau, mit der er eine Weile zusammengelebt hätte, erklärte er mir. Sie sei die Tochter des siamesischen Botschafters gewesen, fügte er stolz hinzu. Links vom Schreibtisch an der Wand hing das einzige Bild des Raumes, ein Druck von Käthe Kollwitz. Dargestellt war eine verhärmte Frau, die den Kopf eines halb

verhungerten Kindes in den Händen hielt. Darunter war mit Bleistift hingekritzelt: »Vibromassage des Volkes«. Ich war empört. Er aber grinste und sagte, das sei der Regisseur Jürgen Fehling gewesen.

Er erklärte mir, daß sein geschmackloses Quartier Protest sei. Damit rebelliere er gegen alles, was dem deutschen Bürger heilig sei: Gemütlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, gegen alle diese Tugenden, die der Spießier so schätze und derentwegen er – um in seinem Behagen nicht gestört zu werden – Hitler, den Krieg und Auschwitz hingenommen hätte. Zu diesem Aufstand gegen seine eigene Klasse gehörte auch der Russenkittel, den er mit Vorliebe trug. In diesem Gewand provozierte er die Feinde der Sowjetunion und ehrte zugleich die siegreiche proletarische Revolution in Rußland.

Als W. H. im Laufe unserer Gespräche darauf aufmerksam wurde, daß ich der Arbeiterklasse entstammte, hätte er vor Begeisterung beinahe einen Handstand gemacht. Sofort ging er daran, »die Theorie ins Proletariat zu tragen«. Es ist bekannt, daß Wolfgang ein wenig spinös war. Er fertigte mir eine Liste von ca. 200 Buchtiteln an, die ich zunächst mal studieren sollte, und dazu einen minutiösen Stundenplan, in dem nach dem Wecken um sieben Uhr morgens auch fünf Minuten rekeln mit eingeplant waren. Morgens beim Frühstück fing er bereits an zu dozieren, und das endete auch nachts im Bett nicht.

Er hatte die Angewohnheit, Bücher über Bücher anzuschleppen und oft bis zum Morgengrauen daraus zu zitieren. Schliefe ich dann vor Erschöpfung endlich ein, erwachte ich schon nach kurzer Zeit mit heftigen Gliederschmerzen. Im Nacken stak mir ein Band Lenin, im Rücken hatte ich den ersten Band des Kapital, meine rechte Seite drückte der Anti-Dühring von Engels, und aus den Kniekehlen entfernte ich Schriften von Rosa Luxemburg und noch ein paar Broschüren.

Wolfgang ging in seiner Aufgabe, mich zu bilden, voll auf. Er war Pygmalion, ich sein Geschöpf, und ich hatte Bildung mit Löffeln zu fressen. Lange ging das nicht gut. Denn das Geschöpf begann, eigene Ideen und Ansichten zu entwickeln und nahm sich sogar heraus, seinem Schöpfer zu widersprechen. O, weh! Das wurde nicht geduldet, und ich sollte seinen ausgeprägten intellektuellen Hochmut kennenlernen.

Schlimm wurde es, als er versuchte, mich zur Hausfrau zu machen. Als ich mich weigerte, nannte er mich eine widerwärtige Suffragette. (Eine Abneigung gegen emanzipierte Frauen hat er sein Leben lang behalten).

W. war ein hochbegabter, stets unter Starkstrom stehender Hysteriker. Ich erinnere mich, daß er einmal beim Suchen eines Hemdes alles aus dem Schrank riß, auf den Boden warf, darauf herumtrampelte und schrie: »Die conditio sine qua non unseres Zusammenlebens ist, daß hier im Hause Ordnung herrscht.«

Wir waren beide jähler Leidenschaften fähig, edler wie übler. Wolfgang hat einmal eine große Glastür zur Veranda, die ich vor ihm verschlossen hatte, mit bloßen Händen zerschlagen, um blutüberströmt ins Zimmer zu gelangen. Ich habe ihm einmal, als er mich sehr beleidigt hatte, eine Schüssel mit eingemachten Kirschen

gemeldet. Ich selbst hatte bis 1993/94 Kontakt zu Alex. Danach hat er jeden Kontakt zu mir abgebrochen. Sein Sohn Peter gab die Auskunft, Alex wolle mit seiner Vergangenheit nichts mehr zu tun haben.

Ich selbst würde furchtbar gern etwas über die Widerstandsgruppe »Ernst« schreiben. Sie ist bisher in der Literatur des deutschen Widerstands zu kurz gekommen, meine ich. Wahrscheinlich auch deshalb, weil alle Mitglieder dieser Gruppe überlebt haben. Das ist natürlich nicht so spektakulär wie die Hinrichtungen in anderen Gruppen. Beim Nachdenken über A.V. und seine Gruppe fällt mir ein: Wenn Alex Gestapo-Mann war, vielleicht konnte er gerade deshalb die Mitglieder der Gruppe »Ernst« sicher genug durch den Krieg bringen? Stimmt die Sache mit der Gestapo, dann war A.V. Doppelagent, mit Sicherheit im Dienste des KGB.

Darüber wüßte ich noch etwas zu erzählen. Die meisten der von Wolfgang angegebenen Mitglieder der verschiedenen Gruppen habe ich noch gekannt. Einige nennt Wolfgang nicht, z.B. den Arzt Graf Joachim von Zedtwitz. Der war es nämlich, der die gelbsuchtähnlichen Symptome durch Spritzen hervorbrachte. Dieser Arzt war für die Gruppe damals ein äußerst wichtiger Mann, nicht nur als Arzt. Er brachte auf seinem Motorrad bei Nacht und Nebel jüdische Mitbürger aus Deutschland raus. (Das lag schon vor Wolfgangs Zeit bei der Gruppe). So wie man es mir immer erzählt hat, soll A.V. nach berühmtem Muster als Hauptmann verkleidet beim OKH ein- und ausgegangen sein, wo er die nötigen Un-

terlagen, Urlaubsscheine, Stempel und Lebensmittelkarten an sich brachte, um die untergetauchten Deserteure am Leben zu erhalten. Wolfgang erzählt ja, er hätte das gemacht. Möglich, daß auch er ähnliches anschaffen konnte. Ganz wichtig war dabei seine Schwester Gisela, die er mit keinem Wort erwähnt. Gleich nach Beendigung der Schule mit einer Art Notabitur wurden die Mädchen zwangsweise zur Arbeit herangezogen. G. kam in die Neuruppiner Kaserne des 3. Infanteriebataillons in die Schreibstube. Jeder Mann im wehrfähigen Alter brauchte damals ein Soldbuch. Gisela brachte einen ganzen Stapel leerer Soldbücher an sich und ging damit unbehelligt durch die nur flüchtig durchgeführte Kontrolle aus der Kaserne. Diese Soldbücher wurden für die untergetauchten Soldaten, zu denen ja auch Wolfgang gehörte, so wichtig wie das Leben selbst.

Beide Männer, Wolfgang wie Alex, haben in meinem Leben eine wichtige Rolle gespielt. Immer noch bewundere ich beide für ihren waghalsigen Mut im Widerstand und preise sie dafür, daß sie damals vielen Menschen, besonders solchen jüdischer Abstammung, das Leben gerettet haben. Dies gehört zur hellen Seite des Mondes W.H.«

über den Kopf gestülpt. Das hätte zu einer Schlägerei zwischen uns führen können, wenn ich nicht laut gelacht hätte. Mit den Kirschen auf dem Kopf und dem rotlila Saft, der ihm übers Gesicht auf seinen Anzug tropfte, sah er wahrhaft komisch aus. Als er sich dann selbst im Spiegel sah, mußte er ebenfalls lachen. Diesmal ging der Streit noch in Gelächter unter. Wir versuchten dann, mit Benzin aus seinem Anzug die Kirschflecken rauszureiben, was aber nicht ganz gelingen wollte.

Unsere Ehe war ein einziger turbulenter Aufruhr. Immer wiederkehrende Kräche und darauf folgende leidenschaftliche Versöhnungen. Zu den Turbulenzen trug in erheblichem Maße W.s Manie bei, alle halbe Jahre der »Frau seines Lebens« zu begegnen. Er verliebte sich leicht und heftig, wobei aber auch immer gewisse Nebendinge mitspielten. Wolfgang war emsig bemühter Sammler, und je interessanter seine Auserwählte, desto bunter die Feder an seinem Hut. Er verbuchte seine sexuellen Erfolge wie ein Buchhalter in seinem Kontobuch. Als Wolfgang wieder einmal »der Frau seines Lebens« begegnet war, machte ich mit ihm Schluß. Diesmal handelte es sich um eine schöne Polin, Tochter des amtierenden polnischen Botschafters. Er schien eine besondere Vorliebe für Diplomantentöchter zu entwickeln. Oder war's die Atmosphäre der besonderen Stellung, die diese Töchter umwehte, die ihn so anzog? Nachdem er sich mit gehörigem Aufwand um die Schöne bemüht hatte, gab diese ihm einen Korb, was mich schadenfroherweise aufs höchste erfreute. So niederträchtig ist man eben, wenn der Geliebte sich für eine andere interessiert. Man gönnt sie ihm nicht. Für Wolffgangs Ego war das ein schwerer Schlag. Nun wollte er wieder zu mir zurück; aber das lehnte ich standhaft ab. Wir trennten uns in aller Freundschaft.

Als Freunde kamen wir später besser miteinander aus, obwohl W. für Freundschaft ebensowenig gemacht war, wie für Liebe, die dauert. Was man Gemüt, Seele oder Herz nennt, war bei ihm schwach entwickelt. Ein guter Mensch war Wolfgang Harich nicht. Frauen gegenüber benahm er sich häufig wie ein Lump. Die Schattenseiten seines Charakters waren unübersehbar. Aber dieser widerspruchsvolle Mann bestand ja nicht nur aus Schattenseiten. Er war ein tapferer Widerstandskämpfer gegen den Faschismus gewesen, und er besaß die Fähigkeit, über sein eigenes Ego hinweg, sich leidenschaftlich für ein großes Menschheitsziel einzusetzen. Das machte ihn trotz aller Schwächen doch wieder zu einem wertvollen Kämpfer für eine gerechte Gesellschaft, in der alle Menschen glücklich sein sollten. Und last not least, bezauberte er mich immer wieder durch seinen Charme, seinen Humor und seinen sprühenden Geist. Er war ein rundum gebildeter Mann, ein wandelndes Lexikon. Wolfgang war das, was die Franzosen einen *Homme de lettres* nennen, ein glänzender Stilist, witzig und frech. Jedenfalls in seiner Jugend war er weniger ein Mann der strengen Wissenschaft. Dazu liebte er das Bonmot allzu sehr. Das konnte er sich nie verkneifen, selbst dann nicht, wenn es seinem Ansehen als Wissenschaftler schadete. Als Studentin der Humboldt-Universität habe ich Wolffgangs Vorlesungen besucht, u. a. auch seine glänzende Hegel-Interpretation, die ihm dann so viel Ärger bei den

beschränkten Stalinisten der philosophischen Fakultät einbrachte.

Anfang der fünfziger Jahre hatten einige der Marxisten in der DDR noch dicke ideologische Bretter vor dem Kopf. Beispielsweise galt die Kybernetik als klassenfeindliche Erfindung der bösen Kapitalisten. Mit seinen wissenschaftlichen Untersuchungen (Unschärfe-Relation) stand der Physiker Heisenberg im Ruf, objektiv ein Agent des amerikanischen Imperialismus zu sein, die Kopenhagener Schule der Physik war des Teufels, und die Einsteinsche Relativitätstheorie war falsch, weil sie sich angeblich nicht mit dem historischen und dialektischen Materialismus vereinbaren ließ. Die »marxistischen« Philosophen, angeführt von einem Victor Stern, veranstalteten in »wissenschaftlichen« Veröffentlichungen einen Rummel, der die marxistische Philosophie bei den Wissenschaftlern der westlichen Welt in totalen Mißkredit brachte.

Wolfgang Harich verstand von Naturwissenschaften, geschweige denn von moderner Physik nicht das geringste, beteiligte sich indes wie alle anderen »marxistischen« Philosophen an dieser bornierten Kritik und blamierte sich vor der Welt. Eines Tages kam er zur Vorlesung in den Hörsaal und sagte: »Meine Damen und Herren, glauben Sie doch nicht an diesen Einsteinschen Schwindel. Der Raum ist eine Schachtel, ohne Deckel, ohne Boden, ohne Seitenwände. Das einzige, was bei der Einsteinschen Theorie herauskommt ist, daß Reisen verjüngt.«

In den Gründerjahren der DDR war kein Kommunist frei von dem, was man später Stalinismus nannte. Wir liebten die Sowjetunion, die Rote Armee und Väterchen Stalin, weil sie uns vom Faschismus befreit hatten. Und damit waren wir nicht allein in der Welt. In Amerika wurde Uncle Jo ebenso verehrt wie Baffone in Italien. Stalin war der populärste Mann der Welt. Was er sonst noch war, wußten wir nicht und wollten es auch nicht wissen. – Aber so ganz naiv waren wir wohl doch nicht. Davon gibt ein Bonmot Wolfgangs aus dieser Zeit Zeugnis. Es sei eine Schikane des Weltgeistes, erklärte er grinsend, daß die proletarische Revolution ausgerechnet in einem rückständigen Land wie Rußland ausbrechen mußte...

Wolfgang Harich war ein Mann mit Esprit. Wer aber Esprit hat, wird die herrschende Norm des bon sens wohl kaum jemals kapieren. Ihm ging es stets nur um die Sache, ohne Rücksicht auf die Realität, d.h. auf die Möglichkeit ihrer Durchführung. Mit seiner Plattform, die er an Ulbricht schickte¹, wurde er zum heroisch Scheiternden. Parteiführern wie Ulbricht und solchen, die beim Pokern um die Macht unangekränkt mitspielen, geht es längst nicht mehr um die Sache, sondern nur noch um den Erhalt der eigenen Macht, die sie irrtümlich für die Macht der Klasse halten. Solche »Spinner« wie H. verachten sie, halten sie für Trottel und fürchten sie zugleich. Sie sind nicht in der Lage, sich über ihr unmittelbares Interessengebiet zu erheben. »Der Blick, der das nächste übersteigt und sich in die Zukunft wendet, darf nicht in die Enge ihres Bewußtseins dringen« (Adorno). – Deshalb muß ein solch gefährlicher Irrer weg. Hinter Gitter mit ihm, damit an seinem Fall ein für allemal ein Exempel statuiert wird.

Aber selbst wir, seine Freunde, seine Mutter und seine Schwe-

1 Die Plattform sollte an alle ZK-Mitglieder, die Mitglieder der SED-Kreis- und Bezirksleitungen geschickt werden. Dazu kam es aber nicht, da Harich bereits am 29. November 1956 von der Staatssicherheit verhaftet wurde. Dabei wurde auch der Entwurf der Plattform entdeckt und an Walter Ulbricht weitergeleitet.

2 Diese Version haben Walter Ulbricht und Stephan G. Thomas, Leiter des Ostbüros, in trauter Einheit in die Öffentlichkeit gebracht. Sie stimmt so allerdings nicht. Harich war von der SPD-Führung in Westberlin ein Gespräch mit einem führenden SPD-Vertreter aus Bonn versprochen worden. Dieser Vertreter war dann der Leiter der Westberliner Ostbüro-Vertretung. Die SPD hat damit unfreiwillig Ulbricht geholfen und wie so oft einem Vertreter der SED- Opposition geschadet.

ster, die wir ihn liebten, hielten ihn damals für verrückt. Tief beschäftigt mit seinem Projekt, nahm er seine Umgebung nicht mehr wahr. Er aß und trank, ohne zu bemerken, was er zu sich nahm, und stierte mit nach innen gerichteten Augen vor sich hin. Er erzählte nicht, was er vorhatte. Als es herauskam, fragten wir uns: Wie konnte er denn nur? Wie konnte er mit seinem Projekt der deutschen Wiedervereinigung ausgerechnet in die Agentenbude des Ostbüros der SPD laufen² und dort mit irgendeinem Mann, der nur seinen Vornamen nannte, verhandeln? Ja, wie konnte er nur? Wolfgang Harich führte sein eigenes Unheil herbei, indem er Schaden von der DDR abwenden wollte. Ein tragischer Held.

Ich habe immer gedacht, daß Wolfgangs Hang zur direkten politischen Einmischung aus einem Mißverständnis der XI. Feuerbachthese entstand. Er glaubte wirklich, daß er als Philosoph unmittelbar politisch tätig werden mußte. Als er Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre in Westdeutschland war, versuchte er es noch einmal bei den Grünen. Mein jetziger Mann und ich lebten seinerzeit in Hannover, und Wolfgang wohnte bei uns. Es ging nicht gut. Für die diffuse westdeutsche Linke war dieser Mann einfach nicht gemacht. Er kam nicht zurecht. Das Spinöse an ihm und seine apodiktischen Urteile hatten sich im Alter noch verstärkt und stießen hier auf Ablehnung. Als Wissenschaftler aus seiner Heimat Berlin ausgestoßen und im Westen nicht anerkannt, das war schon fast zuviel für ihn. Als er schließlich von uns Abschied nahm und nach Ostberlin zurückging, war er der einsamste Mann auf der Welt.

Dort wurde es nicht besser, ja, es kam sogar knüppelhageldick. Zuerst brachte er mit seinem Nietzsche-Aufsatz die gesamte Zunft in Ost und West gegen sich auf. Bei Nietzsche ging es um seine Angst, es könnten sich die zum Teil unheilvollen Gedanken dieses umstrittenen Denkers in Deutschland oder in Europa wieder ausbreiten und zu neuem Faschismus führen. Er verstand nicht, daß dieser Philosoph in der DDR wieder zugelassen war und man öffentlich über ihn diskutierte. Diesen inhumanen, antidemokratischen und antisozialistischen Geist wollte er ein für allemal bannen. Dessen Sichtweisen sollten nie wieder an die Öffentlichkeit dringen und Menschen zum Bösen verführen. Nietzsche gehörte nach seiner Ansicht verboten. Als er einmal im Schaufenster einer Ostberliner Buchhandlung eine Schrift Nietzsches ausgestellt sah (ich glaube es war die »Fröhliche Wissenschaft«), eilte er in höchster Erregung zum nächsten Posten der Volkspolizei und verlangte, daß sie das Buch aus dem Schaufenster entfernten. (Er hatte Glück, daß die Polizisten nur über ihn lachten. Ein solcher Mensch schwebt ja in der Gefahr, in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen zu werden.)

Und dann kamen die Vorwürfe seines Mitverschworenen Janka und auch dessen Verleumdungen. Wolfgang Harich war nie in seinem Leben für einen Geheimdienst tätig. Das weiß ich ganz genau. Und gegen all das wehrte er sich verzweifelt. Verfolgt, verachtet und verkannt, von Skandalen umwittert, kämpfte dieser Mann bis zu seinem letzten Atemzug um seine Ehre. Diesem tapferen Antifaschisten dem unbeugsamen, unbeirrbareren Kämpfer für eine gerechte Welt, Wolfgang Harich, zolle ich meinen Respekt.